

Kleine Unterschiede – in der Kölner Kartause war alles ein bißchen anders

Die ersten Gründungen des Kartäuserordens hatten vieles gemeinsam: Sie lagen in unwirtlichen Gebieten, weit ab von jeder Zivilisation, mußten sich darum selbst versorgen. Fleisch wurde ohnehin nicht gegessen, also wurde allenfalls Milchvieh gehalten. Gemüse, Kräuter, Getreide, Obst und Wein wurden selbst angebaut – meist in den Gärten der Mönche, die immer zur "Zelle", dem kleinen Häuschen des ermitenhaft lebenden Mönchs gehörten. Kontakte zur Außenwelt gab es so gut wie nie, Besuche von Freunden waren ungern gesehen, mit Familienangehörigen durften die Mönche sich ein paarmal im Jahr treffen, mehr als ein Brief pro Monat war nicht gestattet. Das alles ist übrigens noch heute so, rühmt sich der Kartäuserorden doch, niemals reformiert worden zu sein, weil er nie deformiert wurde – nachzulesen etwa bei Willibald Bösen, dessen Buch "Auf einsamer Straße zu Gott" von zahlreichen – nur unter großen Schwierigkeiten arrangierten – Begegnungen mit Kartäusermönchen in heutiger Zeit erzählt.

Das abgeschlossene Klostergelände ist für Außenstehende normalerweise tabu – auch die Friedhöfe, auf denen nur Mönche begraben sind, bleiben unzugänglich. Ein Kartäusermönch schweigt zwar nicht ständig, aber meist doch rund 23 Stunden am Tag, betet, meditiert und arbeitet, "mit dem Blick auf Gott sucht und hütet er die Einsamkeit, selbst nicht zum Zwecke der Seelsorge verläßt er seine Zelle." (Bösen)

Und da kam Erzbischof Walram von Jülich 1334 auf die Idee, ein Kartäuserkloster mitten in Köln zu gründen! Die Schwierigkeiten waren vorprogrammiert: "Der Rat der Stadt Köln war nicht begeistert von einer weiteren Ordensniederlassung" (Rita Wagner in: Die Kölner Kartause um 1500, Aufsatzband zu der 1991 vom Evangelischen Stadtkirchenverband Köln, der Stadt Köln und dem Kölnischen Stadtmuseum veranstalteten Ausstellung). Grund für die Bedenken seitens der Stadt waren die vielen Sonderrechte für Orden – vor allem die Befreiung von Steuern. Aber auch, dass von den Kartäusern keinerlei Seelsorge zu erwarten war, sprach nicht für sie. Trotzdem wurde dem Wunsch des Erzbischofs entsprochen. Die Kanoniker des benachbarten Stiftes St. Severin waren ebenfalls wenig begeistert: Sie fürchteten Rivalitäten. Dazu kam es dann auch.

Aber erst einmal mußten die Kartäuser zahlreiche Ausnahmen von der Regel, von ihren eigenen fest stehenden Ordensregeln schaffen – sonst hätten sie mitten in der Stadt nicht überleben können. Und die gingen weit: "... stellt man mit Erstaunen fest, daß die Kölner Kartäuser ungeachtet ihrer strengen Regeln gleichzeitig in regen Kontakten mit der Außenwelt standen [...] diese Symbiose ging so weit, daß man anzunehmen geneigt ist, die Kartause St. Barbara habe ein geradezu offenes Haus geführt", schreibt Werner Beutler in "Die Kartäuser und ihre Welt" und zeigt in seinem Aufsatz "Weltabgeschieden und weltzugewandt zugleich" einige dieser Faktoren auf, die aus der Kölner Kartause im 15. und 16. Jahrhundert ein "offenes Haus" machten. Da ist zunächst einmal die Sache mit den Begräbnissen: Eigentlich durfte der Orden – weil innerhalb der Stadtmauern gelegen, zudem noch auf ehemaligem Besitz von St. Severin – nicht mehr als vier Tote pro Jahr beerdigen. Die Kartäuser arrangierten sich mit St. Severin und entrichteten pro Bestattung einen Obulus an die Nachbarn. Beutler hat die zahlreichen Begräbnisse untersucht und festgestellt, dass "die Kartause von Bürgern aus allen Schichten als Begräbnisort gesucht war und deswegen Schenkungen erhielt." Darum ging es: Das Stadt-Kloster konnte sich nicht wie die ländlichen Anlagen selbst versorgen – und brauchte Geld. Um 1405 beispielsweise waren die Schulden so hoch, dass das Kloster kurz vor seiner Auflösung stand. Zum Glück für die Kartäuser kam ihr Orden regelrecht "in Mode": Weil ihre Gebetsstunden schon um 22.30 Uhr beginnen, häufig und intensiv sind, wie auch, weil die Mönche - gerade im Mittelalter nicht selbstverständlich - als rundum integer galten, waren die Begräbnisstellen in der Kartause heiß begehrt. Und reiche Bürger ließen sich diese Gräber aus Angst um ihr Seelenheil gerne viel Geld kosten.

Natürlich hatte die Hinwendung zu den Bürgern und ihrem Geldsäckel Konsequenzen für das Mönchs-Leben: Die Toten wurden besucht, es muß einen regelrechten "Publikumsverkehr" gegeben haben. Außerdem galt das ehemalige Martinsfeld, auf dem das Kloster stand, als "heiliger Boden", dem Kloster wurden wertvolle Reliquien geschenkt – all das zog ebenfalls Menschen an. Eine weitere "weltliche Öffnung" des Klosters hat Beutler über die zahlreichen Beziehungen zur Kölner Universität nachgewiesen: Da spielte sicher

die wertvolle Klosterbibliothek eine große Rolle, doch viele Universitäts-Angehörige können einfach als "Freunde des Hauses" bezeichnet werden.

Nach und nach bekam das Kloster Äcker, Wiesen und Weinberge im ganzen Rheinland geschenkt – um die zu verwalten, mußten die Mönche ihre Zellen verlassen, reisen – und sicher auch sprechen. Wie mit all den Besuchern, Stiftern und Familienangehörigen der Toten, kurz: Es ist schwer vorstellbar, dass die Kölner Kartäusermönche ihren Ordensregeln so zuverlässig nachkommen konnten, wie das in den ländlichen Kartäusern der Fall war. Wenn auch Werner Beutler im Gespräch betont, dass dies ein Phänomen aller in Stadtgebieten gelegenen Klöster wie etwa Paris, Mailand oder Dijon war, so gilt doch auch und vor allem für das Kloster in der Geburtsstadt des Ordens-Gründers, dass es zur Ausnahme von der (Kloster-)Regel wurde.

Wahrscheinlich hätte Bruno dies gefallen, war er doch selbst eher ein unkonventioneller Mann, der viel auf Maßhalten und Menschlichkeit unter den Brüdern hielt, wie er in einem Brief schrieb: "wenn ein Bogen ständig gespannt ist, erschlafft er", womit er sich von anderen Ordensgründern distanzierte, denen die unbedingte Einhaltung schwerer Ordensgebote wie ständiges Fasten oder das strikte Schweigen ohne jede Unterbrechung wie bei den Trappisten über allem stand. Das war niemals im Sinne Brunos. Darum hätte ihm die "Kölner Lösung" seiner Idee als den Umständen angepaßte Variante bestimmt gefallen.

"Wenn uns dein Benehmen nicht gefällt, können wir dich wieder entlassen"

"Während man sich beriet und mit schwarzen und weißen Bohnen abstimmte, wartete ich in der Kirche". Hier beschreibt ein Ordens-Anwärter der Kartäuser nicht nur seine ersten Eindrücke sondern das knappe Jahr, das er in einer Kartause verbrachte - bevor er sie wieder verließ. Was das Besondere ist: Er tut dies in einem Tagebuch, veröffentlicht von Wilibald Bösen in "Auf einsamer Straße zu Gott" - eine authentische Quelle für alle, die sich für das Leben der Kartäuser-Mönche interessieren. Alle Zitate in diesem Artikel stammen aus diesem Buch.

Die Zählung der Bohnen ergab, dass die Mönche den Anwärter aufnehmen wollten: "Im Namen Gottes und des Ordens nehme ich dich in unsere Gemeinschaft auf. Du bist frei, uns wieder zu verlassen vor deiner Profeß, aber auch unsererseits können wir dich entlassen, wenn uns dein Benehmen nicht gefällt." Das sagt der "Chef" des Klosters, der Prior, zu dem Anwärter. "Profeß", das wäre die endgültige Aufnahme in den Orden. Doch bevor es dazu kommt, hat der Anwärter (oder die Anwärterin, denn seit 1229 gibt auch Kartäuserinnen) noch sieben Jahre Zeit. Und die sollten genutzt werden, um sich gründlich zu prüfen: "Nach einer Woche in der Zelle weiß ein Postulant, daß sein Leben in 20 oder 30 Jahren genauso aussehen wird wie das, was er im Augenblick führt. Er kann daher bereits nach einer Probezeit von einem bis drei Monaten zur Einkleidung zugelassen werden", so die Ordensregel.

Der Anwärter schreibt weiter: "Die kleine Zeremonie endet damit, daß ich die weißen Kartäuserstrümpfe und groblederne Schuhe anziehe ... sie verbinden den Neuankömmling bereits zeichenhaft mit der Klostersgemeinde. Findet er, daß er sich getäuscht hat, braucht er nur Schuhe und Strümpfe auszuziehen und davon zu gehen." Bleibt er aber, kommt ein weiteres Kleidungsstück dazu: das "Cilicium", ein Bußhemd: "Dieses nur waschlappengroße, sackartige Gewebe aus groben widerspenstigen Roß- und Ziegenhaaren schien mir selbst als Symbol von geringem Wert. Doch wie habe ich mich getäuscht! Die beiden kleinen Lappen stechen, kratzen und zwicken bei jeder Bewegung." Kartäuser-Mönche sind eindeutig an dem schafwollenen, weißen Kapuzen-Überwurf zu erkennen, der aus je einer Stoffbahn vorne und hinten, seitlich verbunden durch je einen Stoff-Streifen, besteht - sein Vorbild war das Gewand der französischen Bergbauern des 11. Jahrhunderts.

Selbstverständlich gelten auch für Neulinge die Schweigeregeln - und ein Kartäuser schweigt die meiste Zeit des Tages, allerdings nicht immer: Zweimal in der Woche darf er - in der Regel bei einem mehrere Stunden langen Spaziergang und jeden Sonntag im

Klostergarten - sprechen. Zwei Tage im Jahr darf ihn seine Familie besuchen, Besuche von Freunden muß der Prior eigens gewähren. Kartäuser fasten jeden Freitag und vom 14. September bis Ostern nehmen sie nur eine Mahlzeit zu sich, Fleisch zu essen, ist grundsätzlich nicht erlaubt. Und sie leben in vollständiger Armut, "Besitz macht unfrei, blockiert die Gedanken und das Herz".

Der Tag des Kartäusers beginnt gegen 22.30 Uhr mit Metten in der Kirche und wird von ständigen, gemeinsamen Gebeten begleitet. Ein Kartäuser "hütet die Einsamkeit" - dies tut er in seiner Zelle, in der er neben dem Beten in der Kirche die meiste Zeit verbringt. Als Ideal gilt, ein Drittel seiner Zeit zu beten, ein Drittel zu arbeiten (im Garten oder in einer der zahlreichen Werkstätten) und ein Drittel alleine zu verbringen - in der Zelle, beim Meditieren und Schlafen.

Das Besondere an diesem Orden ist es, dass hier der Versuch gemacht wird, Einsamkeit (Eremitentum) zu verbinden mit brüderlicher (oder schwesterlicher) Gemeinschaft, einem in Kirche und Großem Kreuzgang auch räumlich vereinten Leben in der Glaubensgemeinschaft, dies war das Wichtige - und auch das Neue - an Brunos Idee.

[zurück zur Startseite von www.kirche-koeln.de](http://www.kirche-koeln.de)

Text: AL